



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

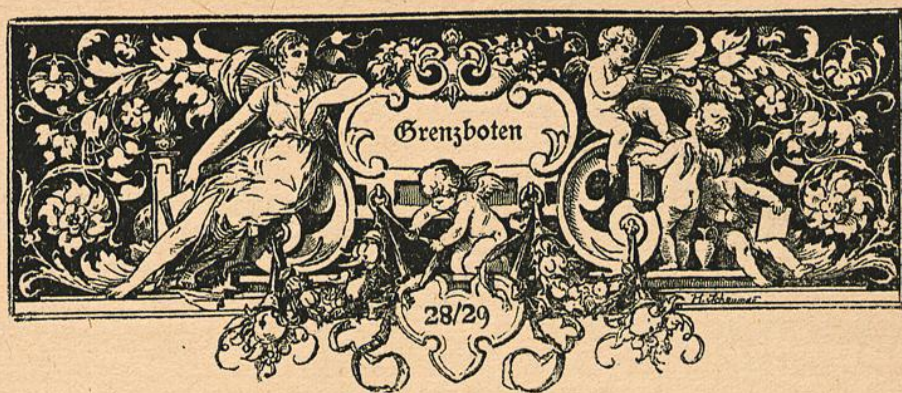
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Priscus: Die Reihundert und der Eine

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Dreihundert und der Eine

Sach den ein bißchen leicht hingeschriebenen Indiskretionchen der Wirtschaftspräphilosophie-Plaudertasche Rathenau lenken dreihundert Männer die Finanzgeschichte Europas oder der Welt. Man sollte Demokraten dergleichen nicht erzählen, sollte derartige Sätze, die unterm Zepter Wilhelms II. als Pikanterien galten und gemeint waren, aus den neuen Auflagen von Walter Rathenaus gestammelten Werken streichen. Denn heute wirken sie ohne Not aufreizend und denunzieren dem souveränen Volke, das sich wenigstens amtlich keine Autokraten mehr gefallen lassen will, die noch immer nicht entthronten heimlichen Könige von 1920. Die Enthüllung ist übrigens um so gefährlicher, als es sich gar nicht um dreihundert Gewaltherrscher des Geldes, sondern höchstens um den dritten Teil handelt. Walter Rathenau, der außerhalb des Ringes steht und deswegen wohl das Geheimnis ausgeplaudert hat, weiß sehr gut, wie bedroht Ochlokratie auf allzu schmaler Basis sind.

Hundert bis dreihundert Mann, stärker ist die Kerntruppe einer modernen Herrscherkaste nie. Ihre Macht liegt darin, daß sie ihre Ohnmacht verschleiern und den schmählich am Bandel geführten Nationen ein phantastisches Mitbestimmungsrecht suggeriert. Gegen den einen Rothschild oder Morgan lehnten sich die Massen vielleicht auf, nachdem sie die weit einflußloseren, weit ungefährlicheren Zaren und Kaiser der Vergangenheit beseitigt haben; hundert bis dreihundert Tyrannen fürchtet man nicht. Volkstümliche, also abgrundtief irrige Psychologie! Auf der Neigung des Demos, viel lieber dreihundert Richbeams als einen Salomo zu ertragen, ruht die Kraft unserer Finanzgewaltigen. Demselben populären Trugschluß verdanken wir auch den Parlamentarismus.

Dank der leider zu spät und unterm Druck der Angst betätigten Großmut des letzten Hohenzollern sind wir zur Zeit das am parlamentarischsten regierte Volk des Erdballs. Die Revolution hat seine Gaben nur verwässert und entsaftet.

Was Wilhelm II. den Deutschen in Spa versprach, ist von den Erfüllern des 9. November nicht gehalten worden. Siebzig Millionen Menschen sollten hinfort, so klang kaiserliche Willensmeinung, frei über ihr Schicksal verfügen können. Nichts und niemand, besonders keine Maschinenabstimmung, sollte ihre Wünsche verfälschen dürfen. „Das Volk regiert“, so heißt es, selbstverständlich etwas blumiger und vieldeutiger, in der Verfassung. Statt dessen regieren die Bosses. Regieren unumschränkter und minder schamhaft denn vorher. Die Listenwahl, die Einführung der sogenannten Reichsliste, hat das Mitbestimmungsrecht des Urwählers endgültig und gründlich erwürgt. Unterm alten Reichstagswahlrecht gab es immer noch eine Möglichkeit, den Mann seines Vertrauens auf Herz und Nieren zu prüfen; heute bestimmt das Zentralbureau in Bausch und Bogen die hundert bis vierhundert Lieblinge der Nation. Sie müssen in Bausch und Bogen geschluckt werden; du mußt ersticken oder verdauen. Entweder allen Namen der Liste begeistert zujubeln, auch den gleichgültigsten und verhaßtesten, oder von der Partei abfallen! Die andere Partei verlangt genau dasselbe, so daß für kritisch Gestimmte kein Raum mehr im deutschen Parteileben ist. So wenig Raum wie im Reichstag von 1920 für Eigengeartete und Nichtmaschinenmänner. Auch die Reichsliste, die an sich wundervolle Gelegenheit böte, erlesene, für den Pöbelwahlkampf zu feine Geister in die Volksvertretung zu bringen, muß dazu dienen, den überflüssigsten und unmöglichsten Parteizwerglein ein Mandat zu sichern. Hundert oder dreihundert Leute bestimmen, wem unser Vertrauen gehört. Die sogenannten Konferenzen der Partei- und Bezirksorganisationen, die Wählerversammlungen, die Zettelwahl selbst, all in ihrer Heimlichkeit, sie sind unwesentlich. Es geschieht, was die Maschine will. Hundert bis dreihundert Diktatoren befehligen unumschränkt.

Also genau neunundneunzig bis zweihundertneunundneunzig zu viel.

Der Parlamentarismus, der immer eine schlechtgemalte Kulisse gewesen ist, verliert jetzt den letzten Farbensplanz. Und seine berufensten — laßt uns sagen, seine ausdauerndsten Apostel beginnen an ihm zu verzweifeln. Freiherr v. Richthofen, die Hoffnung der Demokratie, äußerte sich in einem streng demokratischen Börsenblatt verstimmt dahin, daß bei der unpolitischen Charakteranlage unseres Volkes ein „diktatorisches Regierungssystem unleugbare Vorteile“ habe. Preußen hätte nie das Befreiungsjahr 1813 erlebt, wenn es 1809 einen Parlamentarismus zu wählen gehabt hätte. Dies urkundlich Richthofens Worte sind. Und was sonst als der Schrei nach dem Diktator hallt aus Kanzler Fehrenbachs wehmutsvoller Antrittsrede: „Wenn irgendwo der bedeutende Mann mit gewichtigem Arm und anerkanntem Ansehen aus bewährter Vergangenheit gefunden werden sollte — ich preise die Stunde glücklich, wo ich das mir anvertraute Amt in seine Hände übergeben kann.“ Ich jauchze, wenn lichtumschwommen dein Purpurbanner blüht, ob du mit deinem Kommen auch mich zu Boden trittst.

Im Augenblick, wo die Räder der Maschine den kümmerlichen Rest der Wähler- und Volksfreiheit zerschrotet haben, wo der Sieg des Boß-Parlamentarismus vollendet scheint, im selben Augenblick hebt die Parlamentsdämmerung an. Die Maschinenmänner hätten gar nicht drei Wochen lang Hofuspokus mit der Schaffung des neuen Kabinetts zu machen und der Nation unvorsichtig klar zu beweisen

brauchen, daß sie sich den Kuckuck um ihr Wahlvotum kümmern. Die Nation weiß Bescheid. Und wenn sechzig Millionen (es sind immerhin zehn weniger geworden, seit Wilhelms II. Pronunziamento aus Spa) erkannt haben, daß es mit der Herrschaft der Dreihundert doch bloß Trugschluß und Trug ist, dann entschließen sie sich wahrscheinlich sehr bald wieder zu der einfacheren und billigeren Methode und probieren es neuerdings, in gewandelter Form, mit dem Einen.

Priscus.



Fehrenbach als Exportartikel

Von besonderer Seite erhalten wir folgende Zuschrift. Wir finden sie reichlich scharf gegen Fehrenbach, der doch nichts dafür kann, daß er ein kleiner Fraktionspolitiker ist. Aber an dem sogenannten deutschen Parlamentarismus bleibt freilich hängen, daß er in seiner Wichtigkeitserei seine Größen so arg überschätzt hat. D. R.

Berlin, den 7. Juli 1920.

Die Reise nach Spa scheint eine Kostur für den deutschen Philister zu werden. Bisher genügte es, den Wählern in Tuttlingen und Memmingen zu imponieren, um Reichskanzler zu werden; es genügte — net wahr? — vom Fach nichts zu verstehen, aber ein Demokrat zu sein, um beispielsweise Wehrminister zu werden. Daß man in der großen Welt außer diesen Vorzügen auch selbst etwas Welt besitzen muß, wer hätte diese reaktionäre Fachweisheit der Diplomatie noch ernst genommen?

Von jenem Tag an, da Matthias Erzberger auf der Liste der zu den Waffenstillstandsverhandlungen ausersehenen Männer den ersten Namen — einen diplomatisch erfahrenen, sprachen- und weltkundigen Herrn — mit dicker Feder eigenhändig durchstrich und an die Stelle setzte:

„1. Matthias Erzberger, Staatssekretär, Erzellenz“

hat der deutsche Philister dem Ausland eine Auswahl von Verhandlungsmännern vorgelegt, „Fleisch von seinem Fleische“, die man im Dialekt der Ausfuhrfachverständigen nur mit „Dumping“ (Schleudern) bezeichnen kann. In dieser Stunde sollen die bezüglichen Fehler des Buttenhäuser Pfuschers nicht erzählt werden. Sie haben uns Unglaubliches gekostet. Wenn einmal die Tatsachen völlig bekannt werden, dürften sich manche Haare sträuben. Sie werden an dem Tag bekanntgegeben, wo dieser Gerichtsnotorische sich wieder in die Öffentlichkeit drängen sollte. Heute fällt nicht er auf die deutschen Nerven, sondern ehrenwerte Stammtischpräsidenten, die das Vertrauen ihrer ehrenwerten Wähler mit vollkommenem Recht besitzen, und die nur durch die ruhrende Selbstzufriedenheit des deutschen Michels dazu verleitet werden konnten, auf dem Glatteis von Spa sich zu produzieren. Herr Fehrenbach und Herr Gessler können kein Französisch oder Englisch sprechen. Bismarck, der die deutsche Würde sozusagen gegründet hat, sprach selbst als Sieger in Versailles und als Makler in Berlin ein vollendetes Französisch. Deutsch ist nun einmal leider keine Weltsprache und wird es im Augenblick unserer Niederlage nicht werden können. Vor der Abreise nach Spa erhielt die deutsche Regierung genügend Winke, doch sprach- und weltkundige Redner vorzuschicken. „N'agacez pas le monde avec votre littérature allemande; vous embêtez tout le monde par votre éloquence de Reichstag, qui n'est pas du tout le langage des affaires internationales.“ Nach zuverlässiger Nachricht ist schon am Sonnabend vor der Abreise der deutschen Delegation im Namen Lloyd Georges dem Reichskanzler mitgeteilt worden, daß die militärischen Fragen in erster Linie erörtert werden

3*